

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 44 (1950)
Heft: 5

Artikel: Der wirkliche Shelley
Autor: Radine, Serge
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-139375>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

hat Marx richtig erkannt, daß man sie «aufheben muß, um sie zu verwirklichen». Unglücklicherweise dehnt er diesen Satz aus auf die Hegelsche Geistlehre, an der er das «Große und Tiefe» schließlich doch nicht erkennt. Er gibt der Geistlehre als der «Lüge des Prinzips» Schuld an der Unfähigkeit Hegels, die Wirklichkeit umzugestalten. Marx hatte das Zeug dazu, die Hegelsche Geistlehre von ihrer praktisch-sozialen Unfruchtbarkeit zu befreien. Statt dessen läßt er sich von Hegels Schwäche in der Ausführung seines Prinzips dazu verleiten, das Prinzip selbst zu verwerfen und Hegels Idealismus durch seinen Materialismus «vom Kopf auf die Füße zu stellen».

Fr. R.
(Schluß folgt.)

Der wirkliche Shelley

In Paris feierte man diesen Winter das fünfzigjährige Bestehen der «Cahiers de la Quinzaine», eines ganz besondern Genres der Veröffentlichung – Mittelding zwischen Buch und Revue –, die den Ehrgeiz hatten, gegen die konformistische oder korruptive Literatur der Zeit zu wirken und tatsächlich einen sehr bedeutenden Einfluß auf die französische Literatur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ausübten. Angeregt wurden sie durch Charles Péguy, zu dessen Gedächtnis kürzlich an der Sorbonne eine feierliche Huldigung stattfand. Péguy war ein origineller und typisch französischer Dichter, zweifellos unzugänglich dem Nichtfranzosen, der sich mit seinem Schaffen vertraut machen möchte.

Als ein zum Katholizismus bekehrter Sozialist, der jedoch immer ein unbeugsamer Gegner jeder Anpassung blieb, war Péguy vor allem ein Mystiker, ein «Chevalier des Absoluten», möchte man sagen, der, wie die meisten den Anforderungen und Kompromissen dieser Welt schwer sich anpassenden Menschen, jung sterben mußte. Freiwilliger Kämpfer, fiel er im August 1914 als einer der ersten im deutschen Kugelregen. Er hinterließ ein reichhaltiges, aber unvollständiges Werk.

Interessant ist die Feststellung, daß Péguy, der sein Leben lang mit unerhörten materiellen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, nur Feinde und ganz wenige Freunde hatte. Die bereits zum Erfolg gelangten Schriftsteller hatten die Tendenz, ihn als einen Versager, zumindest aber als einen «Bohemien des Gedankens» zu betrachten, kurz als einen, der den zweifelhaften Ruhm des «Quartier latin» genießt. Und doch sollte ihm nach seinem Tode ein posthumer Ruhm zuteil werden. So zählt Péguy in unserer Zeit fast nurmehr Bewunderer und Freunde, wobei zu ersteren jene Reaktionären und Klerikalen gehören, die er zeitlebens verabscheut hatte und die jetzt, im Schutz des reinen und großen Andenkens, sich seiner zu bemächtigen versuchen, um ihn für ihre geheimen Zwecke auszunützen. Doch gelingt ihnen dies nur, indem sie den wesentlichsten, den

ureigensten Teil seines Schaffens und seiner Botschaft unterschlagen, wie dies so treffend Romain Rolland in seiner liebevollen, Péguy gewidmeten Biographie ausgesprochen hat: «Der große Profit, die Welt der Banken und Geschäfte, der Kapitalismus, das war für ihn die Hölle.» Dies entspricht durchaus den Tatsachen. Für Péguy war die Welt des Geldes die Inkarnation des Bösen schlechthin, und mit unerbittlicher Strenge klagte er ein Regime an, das irdischen Genuß und irdisches Glück nur einigen wenigen zuteil werden ließ, die es durch Geschicklichkeit verstanden hatten, die öffentlichen Reichtümer für sich in Anspruch zu nehmen, während man duldet, daß neun Zehntel der Menschheit unter der Sorgenlast um das tägliche Brot buchstäblich erdrückt werden, wozu noch kommt, daß der aufreibende Daseinskampf keinen Raum mehr läßt für den Gedanken an das andere, das himmlische Brot. Péguy hat nie aufgehört, eine «Gemeinschaft der Ungerechtigkeit und des Hasses zerstören zu wollen, für die das Elend ein Instrument der Unterjochung ist», und er verschweigt nicht, welcher Art diese Revolution sein sollte: «eine industrielle, wirtschaftliche, soziale Revolution», und wenn – so sagte er noch im September 1913, also wenige Monate vor seinem Tode – die Priester mißtrauisch werden (und fügte diesen Worten prophetisch hinzu: «Wenn ich nicht mehr bin, werden sie anfangen, Vertrauen zu haben»), so deshalb, weil in seinen Augen das Unglück des Christentums darin bestand, durch die Schuld der Christen sozial nicht mehr die «Religion der Tiefe» zu sein, sondern «sozial nurmehr eine Art elender distinguierten Religion, was in direktem Gegensatz zu ihrer Gründung steht».

Charles Péguy ist übrigens kein vereinzelter Fall; ein derart tragisches Mißverständnis war leider nur allzuoft das Los von allen Neuerern und Nichtkonformisten unter den Schriftstellern, deren Meinungen und mehr noch deren geistige Haltung in heftigstem Widerspruch standen zu jenen ihrer Zeitgenossen. Dies beweist ein kleines Buch, das vor einigen Jahren in England erschienen ist: «Percy Bysshe Shelley, Dichter und Pionier», dem man eine ganz andere Vorstellung verdankt als die, die man sich gewöhnlich bei uns über den großen lyrischen Dichter Englands macht. Zu welcher irrigen Vorstellung ganz besonders die an sich wohl sehr fesselnde, aber durchaus oberflächliche und haltlose Biographie von André Maurois beigetragen hat. So kommt es, daß Shelley als Dichter Gegenstand uneingeschränkter Bewunderung ist, während man der Neigung huldigt, seine Gesinnung und seine Ideen als Mensch nicht ernst zu nehmen. Und doch sind es gerade diese, die seine Muse entscheidend inspirieren, so daß es schon mehr als Leichtfertigkeit ist, sie nicht ernstlich in Betracht zu ziehen.

Es ist wahr, daß man uns Shelley gern als Träumer zeigt, als liebenswürdigen Seher, als ätherisches und himmlisches Wesen, das natürlich sofort den Boden unter den Füßen verlor, sobald es sich darum handelte, der realen Wirklichkeit nahezukommen, um sie umzugestalten. Noch einmal sei es gesagt: diese Art zu sehen verrät eine Trägheit des Geistes,

die sich allzu leicht damit begnügt, sich auf die mannigfachen Vorurteile und Parteinahmen der Zeitgenossen des Dichters zu berufen; denn sie hatten Gründe, warum sie die religiösen, politischen und sozialen Anschauungen Shelleys herabzusetzen oder in Mißkredit zu bringen suchten, weil sie nämlich daran Anstoß nahmen und weil sie sich dadurch vor allem in ihren Interessen und ihrer Lebensweise bedroht fühlten.

Wie dem auch sei, das zitierte Buch von Henry S. Salt wird nutzbringend dazu beitragen, die allgemeine Meinung über Shelley zu revidieren. Der Verfasser weist uns auf eine bisher fast unbekannte Tatsache hin: daß nämlich Shelley zu seinen Lebzeiten durchaus nicht einstimmig als der große Dichter anerkannt worden war. Im Gegenteil, die Anerkennung seines Genies mußte allmählich und mit viel Mühe den Kritikern beigebracht werden, gleichsam als unangenehme, aber schon derart auffallende Erscheinung, daß es zu einem gewissen Zeitpunkte nicht mehr möglich war, sie zu verkennen. Im Jahre 1821 wies die «Quarterly Review», eine in literarischen Kreisen als Autorität eingeschätzte Zeitschrift, in sehr ernstem Tone darauf hin, daß Shelleys Verse der Musikalität und des gedanklichen Gehalts ermangelten, zwei unbedingt erforderliche Qualitäten, ohne die von großer Dichtung keine Rede sein könne. Die «Gazette Littéraire» bekundete in ihrer Nummer vom 9. September 1820 Shelley gegenüber die nämliche verächtliche Art und bezeichnete dessen Meisterwerk «Der befreite Prometheus» als «stupide Unzuträglichkeit eines schwärmerischen Träumers». Es fiel uns leicht, noch mehrere solcher Äußerungen zu zitieren.

Vierzig Jahre später sind wir Zeugen eines völligen Wandels. Die gleiche «Quarterly Review» spricht nun eine ganz andere Sprache und lobt vor allem den «Befreiten Prometheus» als eine «auserlesene, hohe und ergreifende Dichtung». In seiner Gesamtheit wird uns das Drama als «ein großes, von reinstem klassischem Geist inspiriertes Werk» dargestellt. Und der Kritiker, der Shelley diese posthume Huldigung zuteil werden ließ, versuchte, den einst von seinem Vorgänger in der nämlichen «Revue» begangenen Irrtum dadurch abzuschwächen, daß er gleichsam als mildernde Umstände ins Treffen führte, daß Shelleys politische und soziale Ketzerien die Menschen seiner Zeit so sehr beeinflusst haben mußten, daß sie sein literarisches Genie außer acht ließen. Wenn dies zutrifft, wie ist es dann möglich, immer noch darauf zu beharren, daß diese politischen und sozialen Anschauungen nicht ernst zu nehmen sind und sie nicht gründlich zu studieren angesichts der Ereignisse, die dem 19. Jahrhundert ihren Stempel aufgedrückt haben?

Man nimmt allgemein an, daß von den sozialen Problemen sich vor allem zwei dem modernen Bewußtsein aufdrängen, auf daß sie eine der Gerechtigkeit entsprechende Lösung fänden: es ist das Problem der Emanzipation der Arbeiterklasse und der Emanzipation der Frau. Und ist es nicht gerade bei Shelley ein Beweis seiner Hellsichtigkeit und Klugheit, daß er als einziger unter den Dichtern seiner Zeit eben diese beiden

Probleme scharf ins Blickfeld rückte und mit sicherem Instinkt die Wege wies, die die Reformatoren der Zukunft zu beschreiten hätten, um ihre Lösung zu versuchen? Andere Dichter vor und nach ihm haben in ihren Versen die Brüderlichkeit und Menschenliebe besungen; doch unterscheidet sich Shelley dadurch, daß er, zweifellos einzig in seiner Art, diese beiden großen Themen nicht allgemein und abstrakt behandelt – gewollt oder ungewollt die Augen schließend vor den gegenüber den enterbten Klassen begangenen Ungerechtigkeiten, die, durch Tradition und Sitte sanktioniert, unter den heutigen Verhältnissen wohl jede wahre Brüderlichkeit unter den Menschen unmöglich machen.

Über den Einfluß, den Shelleys soziale Ideen auf seine Zeit ausübten, besitzen wir ein wertvolles Zeugnis aus der Hand der Tochter von Karl Marx, die in einem Brief aus dem Jahre 1892 bestätigt, daß der Dichter einer der geistigen Urheber der «Chartisten-Bewegung» war, einer der bedeutendsten sozialen Emanzipationsbewegungen, die England im 19. Jahrhundert aufrüttelten. «Mein Vater», so schreibt sie, «hat das oft und oft wiederholt, und ich habe das nämliche auch von den zahlreichen Chartisten gehört, die ich den Vorzug hatte, in meiner Kindheit und Jugend kennenzulernen.» Indem Shelley auf die durch die ungleiche Verteilung der öffentlichen Reichtümer hervorgerufene Unterdrückung der breiten Volksmassen hinwies, übersah er doch nie, daß er selbst einer reichen Familie entstammte und daher, ohne es zu wollen, Nutznießer eines ungerechten sozialen Regimes war. Der Gedanke war ihm verhaßt, daß das Dach, das ihn schützte, das Bett, in dem er schlief, ihm andere, die nicht solche Vorteile kannten, durch ihre harte und oft schlecht entlohnte Arbeit sicherten. Darum wird man nun leichter verstehen, wieso Karl Marx eines Tages schreiben konnte: «Der wahre Unterschied zwischen Shelley und Byron liegt darin, daß die Bewunderer der beiden Dichter sich freuen, daß Byron mit 36 Jahren starb, denn älter geworden, wäre er sicher ein reaktionärer Bürger gewesen, während sie bedauern, daß Shelley das 29. Lebensjahr nicht überschritten hat, er, der im tiefsten ein revolutionärer Geist war und den man immer in der vordersten Reihe des Sozialismus gefunden hätte.»

Andererseits beklagt Shelley als glühender Verteidiger der Rechte der Frau – namentlich in seiner großen Dichtung «Laon und Cythna» – die Abhängigkeit, zu der man die Frauen seiner Zeit verhielt, und die unheilvollen Folgen, die daraus für die ganze Menschheit entstanden. «Kann der Mann frei sein», ruft er aus, «wenn die Frau Sklavin ist?» Und indem er die soziale Geißel, die Prostitution, verurteilt, verkündet er: «Kein Mann kann rein bleiben, nachdem er sich wohlgefällig zu käuflichen Liebkosungen einer Dirne hingegeben hat; er kann nicht makellos sein, wenn er die aufrichtigen Erwartungen eines vertrauensvollen Herzens betrogen hat.» Darum darf man nicht überrascht sein, wenn Shelley dank seiner hohen Auffassung von der Rolle der Frau und der Art ihrer

Sendung auf Erden auf alle Frauen, mit welchen er in Berührung kam, eine unleugbare Anziehung ausübte und wenn alle ausnahmslos, und welcher sozialen Schicht sie auch angehören mochten, ihm, sobald sie in seiner Nähe waren, das lebhafteste Interesse und die glühendste Zuneigung bekundeten und ihn mit bewundernden Beinamen, wie «Ariel», «Oberon» usw., bedachten.

Schon als Jüngling hatte der Dichter das Gelübde getan, «sanft, gerecht, weise und frei zu sein und auf Grund der dadurch erworbenen ethischen Kraft den Unterdrückten zu helfen, das Joch abzuschütteln, das ihnen die Unterdrücker auferlegen». Diesem hohen Ideal blieb er immer und unwandelbar treu. Indem er heftig Partei ergriff im Nationalitätenproblem, das die Männer seiner Zeit so sehr beschäftigte, und immer die Sache der unterdrückten Völker verteidigte – ob es sich nun um Griechenland handelte mit seiner ruhmreichen Vergangenheit, der er ein wunderbares Gedicht «Hellas» widmete, in welchem der politische Scharfblick in Einleitung und Anmerkungen dem lyrischen Atem der Inspiration in keiner Weise nachsteht; oder um Irland, für das er vielleicht noch größeren Mut bewies, denn es soll nicht verschwiegen werden, daß die meisten Dichter und Schriftsteller sich für Revolten und Aufstände begeistern, die sich irgendwo in weiter Ferne abspielen und somit weder ihren Patriotismus noch die Interessen ihres Daseins in fühlbarer Weise bedrohen.

Shelley zögerte niemals, zu erklären, daß kein persönliches oder nationales Interesse über der Gerechtigkeit stehen dürfe, die für alle gleich gilt, und daß es keine wirkliche authentische Freiheit geben könne dort, wo für die breiten Volksmassen elende Lebensbedingungen und Hunger regieren. Dies ist die reine demokratische Lehre, wie sie vor allem in dem Gedicht «Den Männern Englands» enthalten ist. Shelley wünschte jedoch die notwendige Revolution so friedlich wie möglich, befreit von jenem Haß und Neid und brutaler Herrschaft, die bisher die meisten revolutionären Bewegungen besudelt hat, womit er der Lehre seines Meisters Godwin treu blieb, der die Gewalt verabscheute. Die anzuwendenden Mittel hatten für ihn also ebensoviel Bedeutung wie das erstrebte Ziel, denn Shelley wußte, daß Schlaueit und Tücke der Mittel unweigerlich auch auf die Ziele übergreifen und sie beeinträchtigen und entstellen. Andererseits warnte er die herrschenden Klassen, die Aristokratie und die Plutokratie, den durch die historische Entwicklung und die Fortschritte des menschlichen Bewußtseins notwendigen Reformen sich weiterhin beharrlich widersetzen zu wollen, da sie früher oder später unvermeidlich und mit vollem Recht Revolutionen der Völker gegen ihre Ausbeuter zeitigen würden.

«Ich kann mir leicht vorstellen», schrieb er zu diesem Punkt, «daß, bevor die englische Nation sich bereit findet, die moralische und politische Degradierung, die gegenwärtig für die Chinesen gilt» — und die sie nun auch verworfen haben! — «zu akzeptieren, sie zunächst, sobald

sie gezwungen ist, versuchen wird, ihr mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln, ja selbst mit Gewalt zu entrinnen.»

Es muß aber betont werden, daß der Kommunismus Shelleys auf rein ethischer Grundlage sich manifestiert. Er glaubte tatsächlich, daß die sittliche, individuelle Reform mit der Umwandlung der Gesellschaft gleichen Schritt halten muß, denn seiner Meinung nach muß der Mensch in erster Linie dort handeln, wo er Herr der Situation ist, und als Maßnahme empfahl er mit intensiver Beharrlichkeit die Rückkehr zu größter Einfachheit des Lebenswandels und die Loslösung von jenen künstlich geschaffenen Bedürfnissen, die oft kostspielig und schädlich sind, deren Verbreitung aber von der modernen Zivilisation nur allzusehr begünstigt wird. Und um selbst als Beispiel zu wirken, unterschied sich Shelley immer durch die Bescheidenheit seiner Lebensweise und Neigungen und äußerste Genügsamkeit. Byron, der ihn bewunderte und ihn im stillen um seine Seelengröße beneidete, von der er selbst so weit entfernt war, hat einmal in trefflicher Form das Wesentliche von Shelleys Charakter so zusammengefaßt: «Das Genie mit Einfachheit gepaart.» Shelley beschränkte seine Liebe zur Menschheit nicht auf die Menschen allein; er übertrug sie auf die gesamte Schöpfung, indem er ohne Unterlaß wiederholte, daß gerade jene Geschöpfe, die die wenigsten physischen Bedürfnisse haben, die am meisten entwickelten und am geeignetsten sind, sich dem Göttlichen zu öffnen, das – wie Shelley glaubte – alles in uns und außer uns beseelt.

Nach diesen Äußerungen fühlt sich Henry S. Salt berufen, zu bestätigen, daß Shelley vor allem als ein Vorläufer zu betrachten ist, der seiner Zeit voraneilte und selbst unserer Epoche voranschreitet, indem er durch sein Werk und sein Leben eine bessere Zukunft verkörpert hat, ein soziales Regime, wo gerechtere Bedingungen herrschen und wo es keine Ausbeutung mehr des Menschen durch den Menschen geben würde. Eine intellektuelle und geistige Entfaltung würde dann möglich sein, wie sie die Welt noch nie gekannt hat.

Durch eine seltsame Laune des Schicksals, in der wir eine tröstliche Verheißung erblicken wollen, soll diese Seele vor der Zeit auf die Erde herabgekommen sein, womit der Unverstand, auf den Shelley sein Leben lang stieß, eine Erklärung fände. Unverstand, der sich heute noch seinen Ideen entgegenstellt, so daß sie entwertet und unterschätzt werden, wenn es nicht gelingt, sie ganz zu verschweigen. Und doch hätte man schon sehr früh ahnen können, wie sich späterhin dieses einmalige Dasein entfaltet haben würde. Denn fast noch ein Kind – in Sussex, wo er seine Jugend verbrachte –, war Shelley schon durch alle Äußerungen des Elends und des Leides im tiefsten ergriffen, vor allem von den armen Leuten, zu welchen ihn eine angeborene Sympathie trieb. Von dem Tage an, da er William Godwins Werke lesen konnte, die ihn mächtig beeinflussten, wurde er zum Nachdenken angeregt nicht nur über den Kontrast, sondern auch über die Wechselbeziehung, die zwischen dem über-

großen Reichtum der einen und dem übergroßen Elend der andern existiert, was ihn immer wieder zwang, sich mutig zugunsten der Armen und Unterdrückten einzusetzen, ob es sich nun um ein hungerndes Kind oder um ein von seinem Herrn geschundenes Pferd handelte.

Eine solche Auffassung vom Dasein ist unerläßlich für das Verständnis von Shelleys gesamtem dichterischem Schaffen. So finden wir zum Beispiel in seiner «Verteidigung der Poesie» diese höchst charakteristischen Worte: «Die Dichter und alle jenen, die etwas ersinnen, um in der Folge die unzerstörbare Ordnung der Dinge zum Ausdruck zu bringen, sind nicht nur die Schöpfer der Sprache, der Musik, der Skulptur und der Malerei, sie sind gleichzeitig auch die wahren Begründer der Gesetze und der bürgerlichen Gesellschaft; sie sind die Menschen, die uns die höchste aller Künste gelehrt haben, die Lebenskunst, und die dank der Fähigkeit, die sie besitzen, das Wahre und Wunderbare wachzurufen, uns wenigstens teilweise jene unsichtbare Welt schauen lassen, die man Religion nennt. Und darum nannte man einst die Dichter Gesetzgeber oder Propheten, je nach den Verhältnissen der Epoche und der Nation, die sie hervorgebracht hatte, und dies mit gutem Recht, muß man hinzufügen, denn der wahre Dichter vereinigt immer beide Merkmale. Er sinnt nicht nur intensiv über die Gegenwart nach, so wie sie ist, indem er mit sicherem Instinkt die Gesetze entdeckt, die herrschen müssen, um ihre Harmonie zu bewirken, sondern ahnt im Gegenwärtigen schon den Keim der Zukunft, und diese ist es, die sein Innerstes bewegt und inspiriert.»

Dieser letzte Satz beschreibt uns getreu Shelleys persönliches Wirken als Dichter, und aus diesem Grunde darf der Leser, der die volle Bedeutung einer solchen Dichtkunst zu erfassen sucht, selbst dort, wo es sich um rein Technisches, den Rhythmus und Reim, handelt, niemals die großzügigen Ideen vergessen oder außer acht lassen, die in ihm lebten. Shelley, der Pionier, und Shelley, der Dichter, sind untrennbar.

Was die religiösen Ideen des großen englischen Dichters betrifft, weiß man, daß er von der Universität Eton ausgeschlossen wurde unter dem Vorwand, er hätte dort den Atheismus verbreiten wollen, in Wirklichkeit jedoch, weil er sich gegen eine veraltete und rückschrittliche Theologie aufgelehnt hatte. Er selbst hat sich der Mühe unterzogen, in der Einleitung zu seiner großen Dichtung «Laon und Cythna» die Vorkommnisse zu präzisieren. Er schreibt: «Gegenstand seiner Angriffe war die irrige und entwürdigende Auffassung, die die Menschen sich vom höchsten Wesen machten, und nicht das höchste Wesen selbst.» Es war also nicht die Gegenwart, sondern viel eher die Abwesenheit der geistigen Natur in der herrschenden Religion, die die Ursache war, daß man in Shelley lange Zeit hindurch einen Ungläubigen sah. Vom sozialen Standpunkt aus ist gleichfalls zu sagen, daß Shelley als Evolutionist und nicht als Utopist zu betrachten ist. Als er sein Vertrauen in die menschliche Fähigkeit zur Vervollkommnung verkündete, war er viel zu weitblickend,

um das Herrschen von Gerechtigkeit und Glück für eine nahe Zukunft vorauszusagen. Er bejahte nur seinen Glauben in die Fähigkeit des Menschen, sich selbst unaufhörlich vervollkommen zu wollen.

So gibt uns das schöne Buch von Henry S. Salt das Antlitz des wahren Shelley wieder, indem es uns zeigt, was so viele Biographen des Dichters, Gefangene ihres sozialen Milieus, ihrer Vorurteile und Interessen, bisher zu verbergen oder zumindest zu schmälern suchten, daß nämlich der große lyrische Dichter in vieler Hinsicht auch ein Pionier und Vorläufer war. Seit mehr als einem Jahrhundert haben die Ereignisse seinem hellseherischen Blick recht gegeben, und wie viele von den Änderungen, die er empfahl, sind schon verwirklicht oder auf dem Wege der Verwirklichung. Und sein noch fernes Ideal, eine glücklichere Menschheit endlich mit sich selbst versöhnt zu sehen, spricht nicht einer seiner schönsten Verse es aus? «Leben, als ob leben und lieben eins wären», worin zugleich sein ethisches und soziales Bekenntnis wunderbar zusammengefaßt erscheint. Und in Anlehnung an seine unsterbliche Dichtung «Der befreite Prometheus» darf es gesagt werden, daß es zweifellos noch Jahrhunderte dauern wird, bis wir uns diesem Ideal nähern, daß jedoch auch die Jahrhunderte verstreichen und eines Tages das Ideal erreicht sein wird. Denn was sind diese Zeiträume angesichts der Ewigkeit?

Wie es auch um diese strahlende Zukunftsverheißung bestellt sein mag, die so sehr von den apokalyptischen Visionen abweicht, müssen wir Henry S. Salt dankbar sein, daß er uns mit seinem kleinen, gehaltvollen Buch einen solch reinen und erquickenden Quell erschlossen, uns die echte, lebensbejahende Botschaft des großen Dichters und Menschen Percy Bysshe Shelley vermittelt hat, inmitten der Unsicherheit und Bangigkeit einer schmerzlichen und chaotischen Zeit. *Serge Radine.*

China, der erwachende Löwe

«China ist ein schlafender Löwe, der, wenn er einmal erwacht, die Welt in Staunen setzen wird.»

Diese prophetischen Worte sprach Napoleon, als er einmal in seinem Lustschloß Fontainebleau vor einem Globus stand und auf das asiatische Riesenreich wies.

Es war im Januar 1912, als in der amerikanischen Stadt Macon im Staate Georgia eine junge Studentin der dortigen Universität in helle Aufregung geriet. Sie hatte in der Zeitung gelesen, daß in ihrem Heimatland China die Revolution ausgebrochen, das Mandschukaiserreich abgeschafft und der Revolutionär, Dr. Sun Yat-sen, zum vorläufigen Präsidenten der Republik China ausgerufen sei. In ihrer Begeisterung schrieb Ching-ling Soong, so hieß die junge Studentin, einen Artikel für